

Die Stiefel des Strandwäschers : eine Seemannsgeschichte

Autor(en): **Drachmann, Holger**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1936-1937)**

Heft 5

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665453>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

sich um zwei Schritte und trat dann wieder einen zurück, bis es weiter vorkam und zuletzt zaghaft auf die Knie des alten Mannes kletterte.

Schüchtern fingen weiche, kleine Hände an, die welken Wangen zu streicheln und die erste von tausend ungeweinten Tränen hervorzulocken.

Mutter und Dora waren ganz verblüfft, als sie mit Kaffee und Kuchen hereinkamen und Vater ihnen warnend und beschwichtigend die Hand entgegenhob. Sein Gesicht hatte einen freien, heiteren Schimmer, wie er so dasaß und auf das schlafende Kind niedersah.

„Mudder, Thete is wellerkamen. It hãw dat ja wüßt un jede Dag na em utkiet. Und da kãm en und sã, he wãr dot . . .“

Den ganzen Abend blieb er sitzen, bis Dora kam und das Kind ins Bett brachte. Da beugte

er sich ein wenig vor und sah still und glücklich den Weg entlang, der durch das hohe Roggenfeld dem Strande zuführte. Matt und schläfrig spielte die Luft mit den reifen Ähren. Zuweilen ließen sie ein wenig Meeresblau durchschimmern oder ein paar rotüberglühete Schiffssegel. Und Thete sollte nie mehr heimlich da hinunter müssen . . .

Die Frauen saßen im Garten und sprachen davon, daß Vater doch schon wirklich ein bißchen schwach im Kopfe würde. Dann gingen sie ins Zimmer zurück und Dora legte eine Handvoll gelber Stachelbeeren vor den Träumenden auf das Fenstersims.

„Magst ni eten, Vadder?“

Nein, er mochte nicht. Er war da, wo man nicht mehr zu essen braucht.

Das Lied.

Kein Segel lebt auf dem blanken Meer,
Wildgänse rudern aus Norden her,
Der Wolke freie Wandergesellen
Trompeten über den weiten Wellen.

Von den Dünen herab, wo dem wehenden Sand
Die Distel trotzt, übern einsamen Strand,
Wo der Tütoegel läuft und die Möwen jagen
Und des Klippers versandete Rippen ragen,

Vom Dünenkamm singt des Schiffers Kind
Seine junge Lust laut in den Wind,
Ein altes Lied, das die Mütter schon sangen,
Und die Väter, die draußen ins Grab gegangen.

Das klingt wie Sturm, wie der Wildgänse Schrein,
Ein Wikingerhorn dröhnt hell darein,
Schwertschlag, Schildklang und der Wellen
Brausen, die stürzend am Strand zerschellen.

Halt dich still, Lauscher im Grund!
Die Freiheit singt aus Kindermund
Ihr Lied, darunter die wundervollen
Ewigen Meerakkorde rollen. Gustav Falke.

Die Stiefel des Strandwäschers.

Eine Seemannsgeschichte von Holger Drachmann.

Die Nvensen begann zu erzählen:

Es sind schon an die dreißig Jahre her —, damals gab es noch Dorsche im Fahrwasser, nicht nur Schellfische. Da war ich denn draußen im Boot mit Jens Split und Hans Bunte, der später in Amerika ertrunken ist. Wir hatten schon mehrere Duzend Dorsche im Boot, da zog es auf einmal die Leine ganz straff hinunter.

„Nun, zieh' doch an!“ sagte ich zu Jens.

„Ist das aber schwer,“ meinte er. „Was mag es wohl sein?“

Er zog an, ich aber richtete den Trog zurecht, in den die Angeln gelegt werden sollten, denn ich meinte, es wäre ein sehr großer Dorsch.

„Schau einmal, ist das ein Kerl!“ sagte Jens, der das Netz eingezo-gen hatte.

Ich hob den Kopf und spähte hinaus auf die Wasserfläche.

Da kam zuerst ein gebogener Arm mit einer Hand zum Vorschein, dann wurde die Brust und ein Stück vom Rinn sichtbar. Plötzlich aber sanken Brust und Arm wieder ins Wasser zurück, denn eine zweite Angel hatte sich weiter unten in die Hose festgehalt, und es tauchten nun ein Paar Stiefel auf, gerade gegen die Bootsseite zu.

Ich riet Jens, die Leine langsam einzuziehen. Und nun kam der Mann zum zweitenmal an die Oberfläche, steif und lang; er stand fast aufrecht im Wasser.

Wir zogen an, packten ihn und schleppten ihn in den vorderen Teil des Bootes. Dort richteten

wir ihn auf, mit dem Rücken gegen den Steven und das Gesicht gegen uns gewandt. Die untergehende Sonne schien ihm ins Gesicht.

Hans, der auf dem Balken saß und ruderte, fühlte sich sehr unbehaglich. Er rückte unruhig hin und her und warf dann einen Blick nach vorne.

„Was schaust du denn, Hans?“ fragte ich.

Hans schwieg, aber etwas später sagte Jens:

„Mir scheint, der dort glökt uns an!“

„Unsinn!“ erklärte ich. „Wie kann ein toter Mensch glöken?“

Wir fuhren heim, zogen das Boot ans Land und ließen den Zollkontrolleur holen. Dieser kam schnaubend dahergerannt, denn es ereignete sich nur selten, daß er irgendwo herum schnüffeln konnte.

„Was für Waren habt ihr an Bord?“ rief er schon von weitem.

„Sehet selber nach, Herr Kontrolleur!“ antwortete ich.

Jens hatte schon früher ein Tuch über den Toten gebreitet. Der Kontrolleur nahm nun das Tuch weg und betrachtete den „Strandwäscher“ im Boote. Dieser gab keinen Laut von sich; auch der Kontrolleur sagte vor Überraschung nichts. Dann aber erklärte er, daß dem Toten eine Wache beige stellt und nach dem Schultheiß oder dem Amtmann geschickt werden müsse, damit nachgesehen werde, ob der Mann wirklich tot und auch sonst alles in Ordnung sei; ob er nicht am Ende die Cholera mitbringe oder etwaige Liebesbriefe, Schuldscheine oder dergleichen bei sich trage, aus denen man seine Identität feststellen könne. Wir sollten gleich selbst Wache halten und niemand dürfe ihn früher anrühren.

Wir bekamen zwei Gewehre und einen Säbel und standen Wache. Gegen halbzehn Uhr kam der Kontrolleur inspizieren.

„Ich habe bereits die Anzeige erstattet,“ sagte er. „Morgen vormittag treffen die Amtspersonen ein; sehet zu, daß ihr nicht einschlafet . . .“

Wir teilten die Wache so ein, daß immer zwei von uns schlafen konnten, während der dritte mit dem Säbel in der Hand auf- und abging. Mir fiel die erste Tour zu; Hans und Jens aber legten sich unter eine Düne und deckten sich mit einem Segelstück zu. Viel bequemer wäre es gewesen, sich in das Boot zu legen und mit dem Großsegel zuzudecken, — das wollten sie aber wegen des Toten nicht.

Mittlerweile war der Mond aufgegangen; seine Strahlen fielen auf den Strand, auf das

Boot und das Tuch, unter dem der „Strandwäscher“ lag. Ich ging mit dem Säbel unter dem Arm und den Händen in der Tasche auf und ab. Bald spähte ich hinaus aufs Meer, bald starrte ich zu den Wolken hinauf, um zu sehen, was für einen Wind wir des Morgens bekommen würden. Ich grübelte über die Beschwerlichkeiten des Lebens nach, besonders über die eines Seemanns, der nie sein Ende voraussehen kann. Und je mehr ich darüber nachsann, um so schwerer wurde es mir ums Herz. Ich ging zu Hans, nahm die Rumflasche aus seinem Überrock und tat einen kräftigen Schluck. Als ich die Flasche wieder an ihren Ort zurücklegen wollte, schlug Hans die Augen auf und sagte:

„Laß' dich nicht stören!“

„Ich meinte, du schliesest!“ sagte ich. „Es ist eine kalte Nacht. Wie liegst du?“

„Schlecht!“ erwiderte er. „An allem ist aber nur der verfluchte Strandwäscher schuld!“ Er setzte sich auf. „Ja, wenn wir noch einen Nutzen von ihm hätten!“

Wir schauten einander eine Weile an. Dann begann Hans:

„Weißt du, was ich mir, während ich so dalag, gedacht habe?“

„Es könnte wohl sein, daß ich es errate. Weißt du, woran ich gedacht habe, Hans?“

„Doch nicht an seine Stiefel?“ fragte Hans. Er stand auf und schlug die Arme übereinander, um sich zu erwärmen.

Wir gingen zum Boot und Hans hob beim Fußende des Toten das Tuch ein wenig in die Höhe.

„Es sind ganz neue Stiefel!“ sagte er. „Ich getraue mich zu schwören, daß kein Mensch darauf achtete, ob er Stiefel anhat oder nicht!“

Ich trat zu Jens, um zu sehen, ob er schläft. Als ich wieder zum Boot zurückkam und die Stiefel betrachtete, da schien es auch mir, daß es recht gute Stiefel wären.

„Nein, das geht nicht!“ sagte ich. „Er ist und bleibt doch ein Mensch auch als Toter. Wenn wir ihm die Stiefel nehmen, stehlen wir!“

„Ein Mensch ist, was lebendig ist, wie du und ich!“ rief Hans. „Wenn man tot ist, ist man bloß Staub und Asche, wie der Pfarrer sagt . . . Ja, wenn wir ihm seine Uhr nähmen oder seine Papiere, falls er überhaupt welche besitzt, — das wäre ein Diebstahl. Warum wir aber solche gute neue Stiefel von den Würmern zernagen lassen sollen, das weiß ich nicht.“

Ich fragte mir den Kopf; dann fragte ich:

„Wem sollen aber die Stiefel gehören, dir oder mir? Denn mit einem einzelnen Stiefel ist keinem von uns gedient!“

Hans sah mich an:

„Wir können ja würfeln!“ Er bückte sich und las eine Handvoll Steinchen auf. „Gerade oder ungerade?“

„Nein, ich will nicht!“ erklärte ich.

„Dann will also ich!“ sagte Hans.

„Gib mir die Flasche, Hans!“

Ich tat einen tüchtigen Schluck. Hierauf gingen wir zum Boot. Hans zog von dem Toten das Tuch weg, ich aber faßte das eine Bein an.

„Was, zum Teufel, macht ihr denn dort?“ hörten wir plötzlich eine laute Stimme hinter uns.

Wir drehten uns rasch um. Jens war aufgewacht und saß auf der Düne.

„Es geht nicht!“ flüsterte ich zu Hans. „Jens kann nie das Maul halten!“

„Wir sehen beim Strandwäscher nach!“ sagte ich zu Jens.

„Ist er vielleicht lebendig geworden?“ fragte er. „Nein, nicht daß ich wüßte!“

„Dann kann ich ja weiter schlafen!“ meinte er und drehte sich auf die andere Seite um.

Ich schaute auf Hans. Dieser hatte aber jetzt einen ebenso großen Schrecken bekommen, wie ich selbst; er ging zur Düne und legte sich neben Jens. Als ich nun wieder das Tuch über den Strandwäscher breiten wollte, schien ihm eben der Mond ins Gesicht, wie es früher die Sonne getan hatte, und es dünkte mir, als sähe er mich an und sagte zu mir: „Du Gauner!“

Wir wurde ganz sonderbar zumute. Denn ich hatte nie im Leben daran gedacht, jemandem etwas zu stehlen, und ich habe es auch später nie getan. Aber es war ja das auch ein ganz besonderer Fall, und genau genommen, brauchte der Strandwäscher die Stiefel doch wirklich nicht. Wie dem aber auch immer gewesen sein mochte, ich beugte mich über ihn und sagte:

„Verzeihe mir, Kamerad, für das, was ich tun wollte. Behalte du nur deine Stiefel. Wenn die Dorsche heuer einigermaßen gut ausfallen, wird es schon auch für ein Paar neue Stiefel reichen, so daß ich keine getragenen von einem toten Kameraden zu stehlen brauche!“

Dann breitete ich das Tuch über ihn, und es kam mir vor, daß er nun ruhiger liegen konnte, da er seines Eigentums sicher war.

Gegen Mittag kam ein Wagen der Strand-

gemeinde. Es war der Amtmann. Er hatte einen Schreiber und zwei Herren mitgenommen. Sie kamen zum Strand herab und der Amtmann erklärte den beiden Herren, auf uns deutend, daß wir Fischer wären. Dann fragte er uns aus. Ich sagte ihm, wo und wie wir den Mann gefunden hätten.

„Das nennen die Leute hier einen ‚Strandwäscher‘,“ erklärte der Amtmann. Dann bemerkte der eine Herr etwas in einem Buch.

Wir wendeten alle Taschen des Toten, fanden aber nur einen Lederbeutel vor; dieser war so mürbe und feucht, daß er zerfiel. Darin war eine deutsche Banknote, dann ein Stück eines englischen Briefes und einige holländische Kupfermünzen.

„Das ist nicht viel!“ meinte der Amtmann. Er wechselte noch einige Worte mit dem Kontrolleur betreffs des Begräbnisses, bestieg dann wieder den Wagen und fuhr davon.

Am Nachmittag wurde der Strandwäscher begraben, — ein Stück westlich vom Dorfe, dicht beim Meer. Eine Menge Fischer standen herum. Der Pfarrer warf drei Schaufeln Erde auf den Toten, wir aber nahmen die Mützen ab und starrten schweigend vor uns hin. Während ich so dastand, dachte ich bei mir im stillen, es sei doch recht nett, daß er die Stiefel ins Grab mitbekommen habe, wenn sie ihm auch dort nichts weiter nützten.

Der Pfarrer ging . . ., wir aber blieben stehen und hatten wohl alle den gleichen Gedanken, daß es im Grunde nicht recht sei, so einen armen, ertrunkenen Seemann ganz ohne die geringste Nachrede zu begraben. Da räusperte sich Jens, machte einen Schritt nach vorn und sagte mit der Mütze in der Hand:

„Hört, Leute, ich glaube, daß jener Mann, der jetzt hier vor Anker liegt, einen Gruß mitbekommen sollte von jenen, die ihn in den Hafen bugsierten und darauf gesehen haben, daß er ans Land gekommen ist. Ein Bauer sieht zeit seines ganzen Lebens das Bett, in dem er einmal den letzten Atemzug tun wird. Der Fischer oder Seemann aber kann niemals sagen, wo er seine letzte Ruhestätte finden wird. Niemand weiß, woher jener kam, der nun hier vertaut liegt; wir wollen ihm aber dennoch einen kameradschaftlichen Gedanken schenken und vielleicht auch ein hölzernes Kreuz auf sein Grab oder ein Gitter ringsherum geben. Und wenn ich oder Hans, Ole oder Per, oder wer immer von uns jemals das Unglück haben und an einem fremden Ort ans Land

treiben sollte, — so hoffen wir, daß Fischer und Seeleute daselbe mit uns tun werden, was wir an ihm tun, — ohne daß wir ihn kennen oder wissen, was er ist. Aber so gehört es sich unter Fischersleuten. Und deshalb: Gott sei mit ihm!"
„Amen!" sagten wir alle.

So wurde der fremde Seemann begraben. Und

Jens erging es immer sehr gut; aber das Jahr darauf ertrank Hans in Amerika, wohin er als Matrose gefahren war, während ich eine schwere Gicht bekam, an der ich seit dieser Zeit leide. Aber ich mußte oft an den „Strandwäscher" und an seine Stiefel denken.

(Aus dem Dänischen übersetzt von Kurt Wiesner.)

Jeder ist so alt, wie er sich fühlt.

Wir alle haben wohl schon davon gehört — oder entsprechende Erfahrungen bereits selbst gemacht —, daß dem Menschen die Zeit immer rascher zu vergehen scheint, je älter er wird. Die scheinbar so gleichmäßige astronomische Einheit „ein Jahr" umschließt für ein zehnjähriges Kind zweifellos einen viel längeren „subjektiven Zeitraum" als etwa für einen vierzigjährigen Menschen, der an seinem nächsten Geburtstag mißmutig feststellt, daß das letzte Jahr wieder einmal geradezu unwahrscheinlich schnell vergangen sei. Das alles ist hinreichend bekannt — nur hat man bisher gedacht, daß es sich hier nur um rein persönliche psychologische Fragen, nicht aber um wirkliche Unterschiede der „wirklichen", der astronomischen Zeit, und der „Körperzeit" des jungen und alten Menschen handelt.

Körperzeit? So etwas gibt es nämlich, die Wissenschaft hat es gerade erst herausgefunden, und die Gelehrten sprechen jetzt in diesem Zusammenhang vom „physiologischen Jahr", das sie dem astronomischen gegenüberstellen. Es hat sich beispielsweise gezeigt, daß eine Wunde von bestimmter Größe vom Organismus eines Zehnjährigen in einem Viertel der Zeit geheilt wird, die ein Fünfzigjähriger dazu braucht. Das heißt aber nichts anderes, als daß die Zeit für den Fünfzigjährigen — physiologisch gesehen — viermal so rasch wie für den Zehnjährigen verläuft. Aus der Heilungsgeschwindigkeit läßt sich mit mathematischer Gesetzmäßigkeit das „physiologische Alter" eines Menschen, das heißt das Alter seines Körpers, feststellen.

Jeder ist so alt, wie er sich fühlt!

Wohl jeder von uns kennt Menschen, die wesentlich jünger oder älter aussehen, als sie nach ihrer Geburtsurkunde eigentlich sind. Das ist eine Binsenweisheit, aber man hat bisher noch nicht gewußt, daß in solchen Fällen das „scheinbare" Alter des Betreffenden das richtige — das heißt physiologische — Alter ist, während das astronomische Alter „falsch" sein kann. Wenn

etwa eine Frau von 35 Jahren wie eine fünf- undzwanzigjährige aussieht — wobei natürlich von kosmetischen Verschönerungskünsten abgesehen ist — dann ist sie meistens auch tatsächlich jünger, als ihr Paß angibt! Eine Unmenge Beweismaterial von Patienten, die irgendeine Wunde aufwiesen, liegt vor. Es zeigte sich, daß zwar in der Mehrzahl der Fälle (etwa 80 Prozent) das physiologische Alter mit der Geburtsurkunde übereinstimmte — die Wunden heilten also in der für das jeweilige Alter in Betracht kommenden Zeit — daß aber daneben immer wieder Patienten beobachtet wurden, deren Körpersubstanz erheblich „älter" oder „jünger" war. Dementsprechend verhielt sich bei ihnen auch der „Heilungsindex". Die modernste Wissenschaft hat also jetzt die Wahrheit jener alten Volksweisheit nachgewiesen: „Jeder ist so alt, wie er sich fühlt!"

Langlebigkeit ist erblich!

Die Wissenschaft ist sich bisher nicht ganz darüber klar gewesen, inwieweit das Lebensalter eines Menschen von äußeren Faktoren — Lebenshaltung, Beruf usw. — und inwieweit es von den jeweiligen Erbanlagen bedingt wird. Nun ist es selbstverständlich, daß ein Mensch durch unvernünftige Lebensweise, durch berufliche Überbeanspruchung usw. sein Lebensalter möglicherweise verkürzen kann und umgekehrt — andererseits haben aber gerade die neuesten Forschungsergebnisse auf diesem Gebiet eindeutig festgestellt, daß wie so vieles andere auch unser Lebensalter sehr wesentlich von den Gesetzen der Vererbung beherrscht wird. Prof. Vogt hat kürzlich eine größere Anzahl eineiiger Zwillingspaare — bekanntlich die beliebtesten „Versuchskarnikfel" der Vererbungsforscher, weil derartige Zwillinge völlig gleiche Erbanlagen aufweisen — untersucht, die im Alter von 55 bis 80 Jahren standen. Es ergab sich, daß bei sämtlichen Zwillingspaaren, die teilweise unter sehr verschiedenen äußeren Bedingungen gelebt hatten, eine geradezu verblüffende Übereinstimmung der jeweiligen